Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 28 (1924-1925)

Heft: 1

Artikel: Schweizerische Volkskunst

Autor: Lehmann, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661313

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Weib.

Von Sado, Herrliberg.

"Du	hast	kürzlid	h ihi	re G	esellsch	aft	genossen,	_
	wie	fandest	Du	ste?	u			

— "Zu still, — ste langweilt mich."

"Sie frägt ein tiefes Leid."

- "Wieso?"

"Ihr Mann ftarb vor zwei Monaten."

— "Sie frägt keine Trauer um ihn."

"Sie frägt ihre Trauer im Herzen."

— "Trauer kann keine Farbe sehn und sie geht in farbigen Kleidern."

"Wahres Leid denkt nicht ans Kleid."

— "Sie vermochte zu meinen Späßen zu lächeln."

"Sie ist ein Weib, das sich um der andern willen zu überwinden weiß."

— "Bah! — Du überschäßest sie, — sie ist eben doch nur ein Weib."

"Sie ist tot."

— "Waas —?"

"Ja. — Hier ist die Anzeige."

— "Wie ist das möglich? — woran starb sie?" "An gebrochenem Serzen. — Sie war eben doch ein echtes Weib."

Schweizerische Volkskunst.

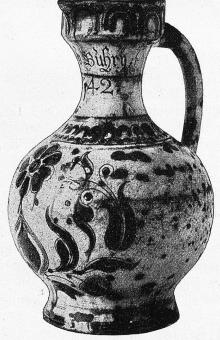
Von Prof. Dr. Hans Lehmann.

Wo auf engbegrenztem Gebiete Absplitterungen von drei großen Kulturvölkern mit den Resten eines vierten zusammenwohnen, und wo das Land auß sansten Tälern mit mildem, ja südlichem Klima ansteigt zu wildester Hochgebirgsmajestät mit ewigem Firnschnee, da muß auch die kulturelle und künstlerische Entwicklung seiner Einwohner ihre besonderen Wege gehen und eine Vielgestaltigkeit ausweisen, wie sie sich da nicht bilden kann, wo Land und Volk ein einheitliches Gepräge tragen. Und das trifft sür die Schweiz auch zu. Dem Keisenden kann nicht entgehen, auf wie kurze Strecken die Spraschen wechseln und innerhalb der Sprachgebiete

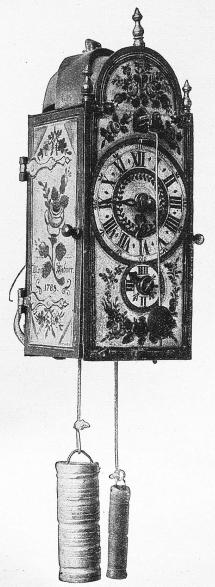
die Mundarten. Sbenso aber wird ihm, sobald er von den großen Verkehrsadern mit ihren uns völkischen, aus ähnlichen Bedürfnissen nach gemeinsamen Vorbildern entstandenen Vauten in die vom internationalen Verkehr weniger berührten Gegenden abschweift, auffallen, wie mannigfaltig und grundverschieden die Bauweisen sind. Denn nicht nur gelangen die Besonderheiten der Volksstämme, deren Teile die heutige Schweiz bewohnen, bei den ihnen im großen und ganzen eigenen Vauarten zum Ausdruck; Klima, Material und Abgeschlossenheit drücken auch innerhalb derselben wieder den einzelnen Talschaften



Zuckerbüchse aus Langnauer Fahence.



Henkelkrug aus Langnauer Fabence, 1742.

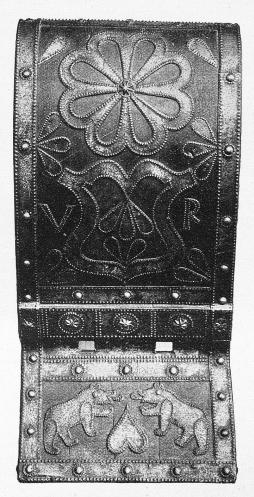


Rleine Toggenburger Uhr, 1786.

und Verglanden den Stempel ihrer besonderen Bedürfnisse auf.

Wie die Bauten selbst, so bringt auch ihr Schmuck in Technik und Formengebung überall völkische Sigenart zu künstlerischem Ausdruck. Da kann es nicht befremden, wenn die Menschen in ihrer Bekleidung ebenso verschiedene und eigene Wege gingen. Wer jedoch heute aus der Mannigfaltigkeit der ländlichen Trachten den Schluß ziehen wollte, man begegne ihnen noch auf Weg und Steg, der würde irregehen, da, wie in anderen Ländern, nur kleine Teile der Landsbevölkerung bei besonderen Anlässen im Trachtenschmuck erscheinen.

Die Verschiedenheit in der nationalen Zusam= mensehung des Schweizer Volkes und die Man= nigkaltigkeit der durch die Beschaffenheit des



Hüs dem At. Bern.

Landes bedingten Lebensweise mußten auch im Haustrate ihren Ausbruck finden. In der bür= gerlichen Wohnung der Städte richtete man sich von jeher ein wie in den angrenzenden Gebieten der stammberwandten Nachbarvölker. Infolge= dessen ist es nur dem geübten Auge möglich, in der Deutsch sprechenden Schweiz besondere ein= heimische Eigenarten des Mobiliars zu erkennen, die es vom süddeutschen, vom Elsaß bis zum Fürstentum Liechtenstein unterscheiden. Von den zahlreichen Tälern Graubündens weisen die Deutsch sprechenden im allgemeinen auch die deutsche Eigenart auf. Das Engadin unterschei= det sich kaum von den unteren Teilen des Inn= tales, ebensowenig wie das Puschlav und das Bergell von den benachbarten oberitalienischen Grenzgebieten. Für die Weftschweiz war eben= sosehr das angrenzende Burgund maßgebend, das seinen Einfluß bis in das Französisch spre= chende Unterwallis erstreckte, wie für den Kanton Tessin die ihn umschließende Lombardei. Es ist

klar, daß auch innerhalb unseres Landes eine Beeinflussung der Eigenarten der großen Kulturvölker, soweit sie sich auf die ihrer Kultur enge verwandten Bestände unseres Volkes übertrugen, nicht ausbleiben konnte. So entwickelten sich zufolge des engen staatlichen Zusammenshanges und des dadurch bedingten regen Verkehrs Mischformen in Technik und Verzierung heraus, die es nicht schwer machen, die Ursprungsgegend von Erzeugnissen des Handwerskes zu erkennen. Für das Mobiliar des Bürgershauses kam dazu noch, daß seine Angehörigen in fremden Ländern Kriegsdienste ausübten und

in einem Bergtale des Kantons Bern der bäuersliche Hausrat beinahe die gleichen Verzierungsformen aufweist wie der in Küstenländern an der Oftsee, und daß in abgelegenen Dörfern das Haftengeschirr mit genau den gleichen Motiven geschmückt wurde wie in fernen Orten des Auslandes. Nur besondere Wünsche der Besteller oder die Ablehnung solcher eingeführter Kunstsormen durch die Bevölkerung zugunsten der altshergebrachten bodenständigen konnten in solchen Fällen verhindern, daß einheimische Sigenart völlig verlorenging. Unter solchen Umständen verstehen wir es auch, wenn die Erzeugnisse des



Teller aus Heimberger Fahence, 1791.

dann oft solches nach Hause mitbrachten. So erklärt es sich leicht, wenn in unserem Lande Möbel in rein französischen oder holländischen Stilformen nicht selten sind. Fremden Ginfluß brachten aber auch die Zustände im Handwerk. Solange den Gesellen eine mehrjährige Wander= zeit vorgeschrieben war und Gesellen- und Meisterbriefe innerhalb der Deutsch sprechenden Lande ohne Rücksicht auf die staatlichen Grenzen als für das Handwerk bindend anerkannt wur= den, war die gegenseitige Beeinflussung boden= ständiger Formen von Land zu Land nicht zu vermeiden. So sehen wir auch, daß Berzierungs= motive und technische Eigenarten mit den Indi= viduen wandern und an entfernten Orten als Fremdlinge sogar einheimische Art zu verdrän= gen vermögen. Denn nur auf diese Weise er= flärt es sich, daß während eines Menschenalters



Winterthurer Wappenplatte, 1677.

jenigen Kunsthandwerkes das stärkste nationale Gepräge tragen, bei dem die individuellen Wünssche der Käufer zur Geltung kamen: das waren die Glasgemälde. In keinem anderen Lande wurden sie seit dem Anfange des 16. Jahrhunsderts in so großer Zahl hergestellt, weil in keinem ihre gegenseitige Schenkung zur Bolkssitte geworden war, an der sich Stadt und Land beteiligten. Hier allein wurde die deutsche Schweiz zur Lehrmeisterin der Nachbarstaaten.

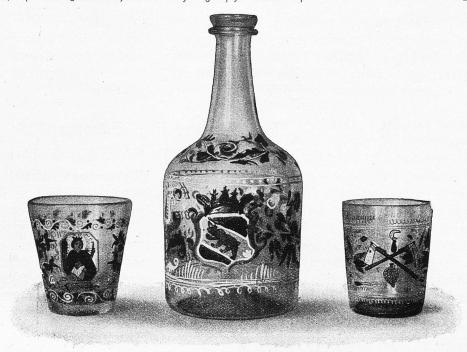
Daneben aber erhielten sich namentlich in den Berglanden alte Techniken fast unverändert durch die Jahrhunderte weiter, die in Ländern, welche dem Verkehr keine Schranken setzten, schon viel früher verdrängt wurden. Dahin gehört der Kerbschnitt. Auf die Höhe künstlerischer Wirkung, wie im Korden, brachte er es in den Berggegenden Graubündens und des Wallis

jedoch nie, aus dem einfachen Grunde, weil es nicht die geschicktesten Meister waren, die sich seiner zum Schmucke des Mobiliars für die Ungehörigen der höch= sten Stände bedienten, sondern einfache Hand= werker für bescheidene Ansprüche. Ja, es dürf= ten sich darin sogar funstsinnige Bergleute versucht haben, um in den langen Wintermo= naten, während deren Schneelasten Die Menschen auf Wochen in ihre Häuser bannten, geeigneten Hausrat da= mit zu verzieren. Da=

rum trägt dieser Schmuck auch den Cha=

rafter des Zufälligen, oft Unzulänglichen neben Erzeugnissen von großer Meisterschaft. Sine fünstlerische Weiterentwicklung ersuhr er, soweit sich dies versolgen läßt, dagegen nicht; und wenn er auch heute noch geübt wird, so sieht man ihm doch an, daß er mehr zum Zeitvertreib dient, als daß mit ihm eine höhere künstlerische Wirkung beabsichtigt würde.

Diese die freie Bewegung im Verkehr hem-



V on links nach rechts: St.-Catharina-Becher von 1722. — Bemalte Wasserflasche mit dem Berner Wappen von 1740. — Ostschweizerisches Trinkglas mit bunter Walerei von 1705.

menden Wintermonate ließen in den Berglanden auch die Nadelarbeiten der Frauen zu einer Blüte gelangen, wie sie nur volle, ungestörte Singabe Wochen und Monate hindurch zeitigt. Sie schmückten nicht nur Tisch, Wand und Bett, sondern ließen auch in den Truhen einen so großen Vorrat von in den verschiedensten Techniken verziertem Leinenzeug anwachsen, daß wir heute noch darüsber staunen, ebenso wie wir die kunstvollen

Frauenhände bewun= bern, die dies zustande brachten. Es mag da= rum die Besitzer einessolchen Hausrates, den der Fleiß von Genera= tionen geschaffen hat,

schmerzlich berühren, wenn in Fällen, wo sie sich von ihm trennen müssen, ihnen heute so wenig dafür geboten wird.

Wenn aus dem Gejagten auch hervorgeht, daß die Schweiz als Staat nicht vermochte, eine einheitliche bodenftändige ländliche Kunft von größerer Bedeutung zu schaffen, so wird sie



doch dafür mehr als entschädigt durch die Bielsgestaltigkeit der Formen, in der sich die vorhansdene äußert; sie gewinnt dadurch eine besondere Bedeutung, weil sich die künstlerischen Eigenarten verschiedener Nationen gegenseitig durchdringen

und in vielen Fällen dadurch auch gegenseitig fördern. Das beste Beispiel dafür bieten die bestannten Majoliken von Winterthur, die ihresgleichen in andern Ländern nicht finden.

"Mini Mueffer ist e Schwyzeri!" *)

(Auch eine Heldin des Alltags.)

Gestern stand ich am Weg, und eine Batterie von der Grenzbesatzung suhr vorbei. Auf dem Caisson des hintersten Geschützes saßen drei Kasnoniere, zwei Große und ein Kleiner, und die sangen, obwohl sie aus Basel waren, das deskannte Appenzellerlied mit der Strophe: "Mini Muetter ist e Schwyzeri". An jeden Vers hängsten sie einen frischen Jodler. Und als das Lied zu Ende war, summten sie noch zwischen den

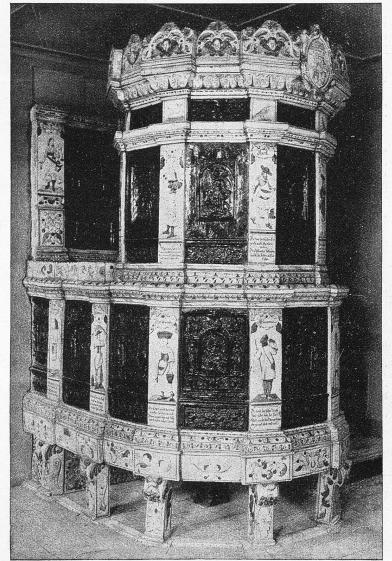
Bähnen den Bernermarsch: "Trämträm, Träms diridi — alli Manne standet i!..." Dann vers donnerte das Kanonengerassel in der Ferne.

Ich zerbrach mir den Kopf über die Frage, wer wohl der Kleine gewesen sei. So bekannt war er mir vorgekommen. Auf einmal dämsmerte mir's auf: "Halt — war das nicht der Jüngste von der stämmigen Bernerin, aus dem Basler Außenquartier, die kürzlich mit feuchten

Augen vor dir stand und die stückweise ihre Not hergestammelt hat? Etwas Imponierendes hat sie an sich gehabt, wie sie so aufrecht stand und würgte gegen den aufquellenden Schmerz. Wie ein Stück vom alten Bern kam sie mir vor, wie ein Sproß vom Geschlecht der Franen im Grauholz, die an der Seite ihrer Männer unterlegen sind, aber vorher tüchtig dreingeschlagen haben.

Was hat fie doch damals hergestot= tert in ihrer Not? "Der Kari, der uns am meisten geholfen, ist versetzt," hat sie gesagt. "Was haben wir nun von ihm? Der Kleine ist von der Grenze zurück, ein Geschütz ist ihm im Ma= növer über den Fuß gefahren. Und der Balz, auf den wir alles gewendet, kann so nicht mehr weiter auf der hohen Schule; sein Stipendi reicht nicht aus und zum Zulegen haben wir nichts; denn der Vater hat seit dem Krieg ge= fürzten Lohn. Hundert Franken das könnt' ihn für einmal wieder über Wasser halten. Doch, wer um Gottes willen gibt einem armen Teufel mir nichts dir nichts hundert Franken?"

Die Frau tat mir leid, und weil sie mir leid tat, lieh ich ihr hundert Fran-



Ofen aus Effretikon.

^{*)} Aus dem bon uns empfohlenen Buch: "Sonne und Wolfen überm Jugendland". Von J. G. Birnstiel. Verlag: Helbing & Lichstenhahn, Basel.